

Berner Woche

Mehr Angaben unter:
www.agenda.derbund.ch

Das kritische Ausgehmagazin für Bern. Veranstaltungen von 3. bis 9. Dezember 2015



Grosse Meister: Phall Fatale mit Fredy Studer (3. und 4. von links). Foto: zvg

Sounds Phall Fatale

Die Girls, der Beat, die Bässe

Ein Popalbum, das aus der Clubmusik und dem freien Jazz kommt: Mit «Moonlit Bang Bang» legen Phall Fatale ein faszinierendes zweites Album vor.

Christoph Fellmann

Der Mann, der eben seine Debütsingle veröffentlicht hat, ist 67 Jahre alt. Er sitzt in seinem Arbeitszimmer in Luzern, das weisse Haar im Nacken zusammengebunden, und hört «Filles de Kilimanjaro» von Miles Davis. Die Schallplatten füllen das Regal und bemächtigen sich nun des Bodenparketts, aber wenn es Fredy Studer einfällt, dass genau jetzt «Tipitina» von Professor Longhair oder «Comin' Back to Me» von Rickie Lee Jones etwas Entscheidendes beitragen könnte zum Gespräch, dann liegt die Platte schneller auf dem Teller, als man Youtube anklicken kann.

Irgendwo würde man hier wohl auch einen Laufmeter finden mit den Platten, die der Schlagzeuger im Laufe sei-

ner fünfzigjährigen Karriere selber eingespielt hat. Mit OM etwa, der wichtigsten Schweizer Jazzrockband der 70er-Jahre; oder in jenem Trio mit Hans Koch und Martin Schütz, das in den 90ern plötzlich mit Laptops in der freien Improvisation auftauchte. Mittlerweile bezieht Studer AHV, was ihn nicht davon abhält, weiterzuspielen. Im Gegenteil, mit «The Girl, The Beat» hat er jetzt erstmals in seinem Leben eine Single veröffentlicht und sage und schreibe einen Videoclip.

Zwei Stimmen, zwei Bässe

Auch er habe mit den Beatles und Rolling Stones angefangen, sagt Fredy Studer. Das war 1964, im Probekeller mit Christy Doran, dem späteren Gitarristen bei OM. Doch es stimme schon, er sei der Welt des Pop noch nie so nahe gekommen wie jetzt mit «The Girl, The Beat», diesem neuen Song der Band Phall Fatale, die Studer 2008 mitgegründet und die jetzt ihr zweites Album herausgebracht hat. Der Song ist cool und catchy, das Klangdesign von Produzent Roli Mosimann ist sparsam und aufgeräumt.

Und doch ist der Song voller ungewöhnlicher Details. Das spitz gestöckelte Schlagzeug, der pluckende Kontrabass, der kühl vertupfte Gesang. Da ist hörbar eine Band am Werk, deren Horizont tief in den Jazz und in die elektronische Musik reicht. «Die Idee habe ich lange mit mir herumgetragen», erzählt Studer: «Songs zu spielen, aber mit der Erfahrung und aus dem Geist der Improvisation heraus». Wie das gehen könnte, wusste er allerdings erst, als er die Sängerinnen Joy Frempong und Joana Aderi traf. Frempong kennt man für die Bastarde aus Afro-Chants und Clubmusik, die sie bei Oy mit der Energie von Freejazz spielt; Aderi ist bei Eikko oder Sissy Fox eine Songwriterin an der DJ-Konsole, beherrscht die Ballade ebenso wie das Technobrett.

Um die Band zu komplettieren, suchten die drei einen E-Bassisten und einen Gitarristen. Und fanden zwei Kontrabassisten: Daniel Sailer, den klassisch geschulten Orchestermusiker mit Faible für allerhärtesten Noise. Und John Edwards, der sich als Teenager in der britischen Punkszene verausgabte, bevor er zu Kontrabass und Freejazz kam. Das

Resultat ist eine sehr seltsam besetzte Band, deren Mitglieder aus den unterschiedlichsten Zeiten und Welten kommen. Deren Sinn aber gemeinsam nach radikalen Grenzüberschreitungen steht, und sei dies in den Pop. Also hört man «Fish Tank», einen Indierocksong über murrend gestrichenem Bass. Oder «Sleeping Beauty», eine verwunschen bimmelnde Ballade, die im Refrain mit giftelnden Punkspitzen zum Pogo bittet.

Schwer zu sagen, was diese Platte zusammenhält. Oder diese Band zwischen Luzern, Berlin und London, die, wie Studer sofort zugibt, eigentlich ständig zu wenig Zeit hat zum Proben und Spielen. So viele Einflüsse und Referenzen trudeln auf die zwölf Songs von «Moonlit Bang Bang» ein, dass hinter jedem Break der Absturz in die Beliebighöle droht. Doch klingt diese Platte in keinem Moment wie ein hippestes Cut-up; viel zu klar und ruhig ist die Hand, mit der Roli Mosimann die Band dirigiert und die Songs organisiert. «Wir alle kommen gern auf den Punkt», sagt Studer. «Wir hören nicht auf, bevor ein Song nicht mehr ungefähr ist, sondern eben gefähr – was immer das auch

heisst.» Er lacht. Aber man versteht schon: Kein Song hier kriegt alles, was er nur kriegen kann. Sondern nur das, was er braucht.

Es ist wie bei «Tipitina» von Professor Longhair: Stimme, Klavier und ein impertinenter Groove. Oder bei Rickie Lee Jones: eine flüchtige Gitarre, nicht viel mehr als eine Stimmung. Es wäre nicht falsch, neben diesem zarten Folksong die Version von Edgar Varèses «Un grand sommeil noir» zu hören, die Phall Fatale als tief versunkene Nocturne eingespielt haben. Oder neben Professor Longhair diese «Manic Depression» von Jimi Hendrix, die Fredy Studer in brutaler, bipolarer Intensität neu arrangiert hat. «Ich weiss nicht, ob ich in der Musik wirklich etwas zu sagen habe», meint er am Ende des Gesprächs. Und tatsächlich steht hinter Phall Fatale keine grosse Erzählung; sondern die Idee, für das Erzählen eines Songs die radikalste mögliche Pop-sprache zu finden. Mit ihrem zweiten Album hat es die Band darin zu grosser Meisterschaft gebracht.

Turnhalle Progr Sonntag 6. Dez., 20.30 Uhr.

Sechs Fragen an Daniel Mezger



Daniel Mezger wurde 1978 im Glarnerland geboren, studierte Schauspiel in Bern und literarisches Schreiben am Bieler Literaturinstitut. Seine Theaterstücke fanden zunehmende Beachtung, mit seinem ersten Roman «Land spielen» wurde er 2010 nach Klagenfurt zum Ingeborg-Bachmann Preis eingeladen. Als Hausautor arbeitet er mit dem Theaterkollektiv Weltalm rund um Doro Müggler zusammen. «Findlinge» erschien 2008. Die Schweizer Erstausführung unter der Regie von Lena Lessing wird am **Mi, 9. 12. bis Sa, 12. 12.** um jeweils **20.30 Uhr** und am **So, 13. 12.** um **19 Uhr** im **Tojo-Theater** der Reitschule gezeigt.

«Findlinge» wurde Anfang 2013 von der isländischen Regisseurin Þórhildur Thorleifsdóttir in Konstanz uraufgeführt. Nun bringt es das Weltalm Theater zur schweizer Erstausführung ins Tojo-Theater. Wie haben Sie die aktuelle Inszenierung künstlerisch begleitet?

Teils als Dramaturg, teils als Auge von Aussen, ich habe mich aber auch um das Arrangement der Musik gekümmert. Das schöne an der freien Szene ist ja, dass die Arbeitsfelder nicht strikt abgegrenzt sein müssen.

Im Stück trifft jung auf alt. Lassen Sie sich bei Ihren Figuren von Beobachtungen leiten, oder von der Fantasie?

Ich habe eher aus der Vorstellungskraft heraus gearbeitet. Wer beobachtet, sieht oft, was er erwartet. Alte sind nicht eigentlich alt. Sie sind bloss älter gewordene junge Menschen. Und das Älterwerden vermag einen in jeder Lebenslage zu erschrecken.

Die Figuren sind still und von nordischer Melancholie gezeichnet. In Konstanz wurde auf der Bühne mehrheitlich geschrien. Was wird sich in Bern ändern?

Es wird in der Tat etwas leiser werden. Die Regisseurin Lena Lessing legt viel Wert auf Atmosphäre. Und das tut das Stück ja auch. Diese seltsame lange Winternacht, das Alter, die Suche nach «heilender» Ruhe; diese Thematiken werden nun wohl etwas differenzierter rausgearbeitet. In Konstanz war das Ensemble arg jung, diesmal haben wir wirklich «alte» Alte. Die Schauspieler Jaap Achterberg, Ruth Oswald und der erstmals auf der Bühne zu sehende Paul Riniker machen den Abend im Tojo aus.

Der Schauplatz ist eine Winterlandschaft, die nur auf den ersten Blick idyllisch erscheint. Was zeigt sich bei genauerer Betrachtung?

Es ging mir darum, dem verzauberten Bild von verschneiten Polarnächten etwas entgegenzusetzen und das Leben an

so einem Ort ernst zu nehmen. Es ist eben eine unwirtliche Gegend, für die sich viele nur wegen ihrer Rohstoffe interessieren. Aber die Menschen dort machen, was Menschen auf dem Land auch hierzulande tun: Sie schauen selten auf die Natur und öfters fern.

Sie besuchten nach dem Schauspielstudium das Schweizer Literaturinstitut. Wie beeinflusst ihre Bühnenpraxis das Stücker schreiben?

Ich war immer gerne Schauspieler, aber gänzlich füllte es mich nicht aus. Auch geschrieben habe ich quasi schon immer, es irgendwann intensiver getan und gemerkt: Da komme ich bei mir selbst an.

«Alte sind bloss älter gewordene junge Menschen.»

Psychologisch plausible Figuren klar zu formen, interessiert mich. Manchmal steht mir das konkrete Wissen über Bühnenabläufe im Weg, ich muss mich von der Umsetzbarkeit wegdenken. Schliesslich ist es auch ein Spiel: Schauspieler und Regie sollen auch noch Lücken füllen müssen.

Hat der Dramatiker besondere Freiheiten im Vergleich zu anderen Künstlern?

Er ist nicht wirklich der freieste aller Künstler. Er hat vielleicht die Freiheit, nicht das letzte Wort zu haben. Man ist auf die Schauspieler und die Regie angewiesen. Der Reiz des Jobs besteht darin, ihre Positionen herauszufordern, oder mit der Bühne zu spielen. Ein Stück im hohen Norden, das löst im Kopf der Zuschauer ein Bild aus: Eis, Weite und so weiter. Aber auf der Bühne steht dann ein Tankstellenshop, der überall sein könnte. Diese Reibung ist interessant.

Interview: Maximilian Pahl